

Blick auf die Leinwand

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **19 (1967)**

Heft 16

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Spiel vom Krieg

(The war game)

Produktion: England, 1966
Regie: Peter Watkins
Besetzung: Laien
Verleih: Cinevox

FH. Das ist ein so überzeugender Film von der Auswirkung des Atomkrieges, dass seine Wirkung schockartig ist. Die Sowjetunion führt zur Unterstützung Chinas in Vietnam den ersten Atomschlag, nachdem ein westlicher Versuch zur Rückeroberung des besetzten West-Berlins scheiterte, und zwar gehen die Atomgeschosse auf die englische Grafschaft Kent nieder. Erstaunlich genau und wahrheitsgetreu wird alles rekonstruiert, was sich ereignet, die ziemlich zwecklosen Schutzmassnahmen in letzter Sekunde, die zerstörende Druckwelle, die grauenhafte Hitzewelle mit ihren entsetzlichen Folgen, die qualvollen Verbrennungen und Leiden durch die nachfolgende radioaktive Verseuchung, die unlöschbaren Brände, und dazu die allgemeine Desorganisation, das stufenweise Versagen der öffentlichen Dienste, die kaum mehr mit Massenverbrennungen der Leichen fertig werden, der vollständig überfahrene Sanitätsdienst, die hoffnungslosen Versuche Mancher, zu überleben, die Panik — das Ende der Zeiten.

Die ausserordentliche Wirkung des Films ist die Folge einer meisterhaften Filmtechnik. Ein Reporter ist da, der sachlich jede Einzelheit bespricht, aber der Eindruck geht über jenen der gewohnten Reportage weit hinaus. Watkins vermag im Zuschauer das Gefühl zu erzeugen, er stehe mitten in der Katastrophe drin. Das ist entscheidend, denn in allen frühern Filmen, auch in dem schwer bedrückenden japanischen über den Untergang von Hiroshima, war stets eine Distanz zum Betrachter vorhanden, der einer zwar grässlichen Geschichte zuschaute, aber sich eben doch in die Einstellung des unbeteiligten Zuschauers zurückziehen konnte. Das ist hier nicht möglich, es gibt da kein Zurückkriechen vor dem Schauerlichen in eine vermeintliche Sicherheit.

Wir leben nicht in einer solchen, sondern im Zeitalter der Atombombe, diese alltägliche Feststellung wird heute immer etwa getroffen. Aber wer stellt sich genau vor, wem ist wirklich bewusst, was das bedeutet? Wer diesen Film gesehen hat, weiss es fürs Leben. Das allein ist schon verdienstvoll. Daneben verficht Watkins allerdings einen radikalen Pazifismus, der angesichts der gezeigten Hölle gewiss verständlich ist, aber den Sachverhalt etwas zu sehr vereinfacht. Er schaltet periodisch kurze Interviews dazwischen, welche das Absurde des Krieges dartun sollten. Doch war zum Beispiel der Krieg der um ihre Existenz kämpfenden Israelis wirklich so absurd? Oder der Krieg gegen die Hitlerbande, nachdem die Deutschen selbst keine Miene machten, sich der Verbrecher zu entledigen? Watkins hat die Auswirkungen des Bombenhagels auf Hamburg und Dresden genau studiert, aber er ist in dieser Richtung am Aeussern hängen geblieben, ohne das Problem tiefer zu erfassen. Was gibt es sonst für andere Mittel, um gemeingefährliche Verbrecher, die sich eines Staates bemächtigen, um ihre Mordziele zu verfolgen, unschädlich zu machen?

Das ändert aber nichts daran, dass der Film nicht nur ein Weckruf, sondern auch eine eindringliche Warnung vor den Atomwaffen darstellt, die beste, die bis jetzt existiert. Niemand versäume es, sich hier die nötige Orientierung zu holen; wir leben nun einmal nicht im Paradiese. Hoffen möchte man nur, dass der Film nicht nur im Westen, sondern auch im Osten, in Moskau und Peking, den gleichen Schock auslösen dürfte. Mit der Vernunft ist einem so ur-

alten, tiefwurzelnden Komplex wie dem Krieg heute nicht beizukommen, vielleicht aber mit dem emotionalen Faktor einer grossen Angst.

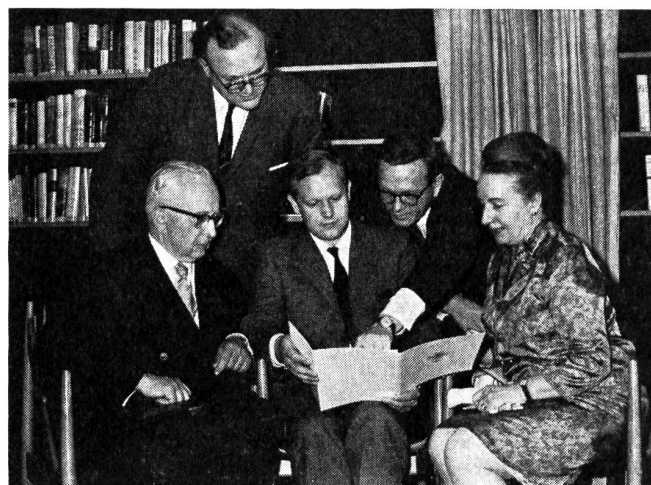
Kaleidoskop

(Calidoscope)

Produktion: England, 1966
Regie: Jack Smight
Besetzung: Warren Beatty, Susannah York, Clive Revill
Verleih: Warner

CS. Ein genüsslich snobistisch inszenierter Unterhaltungsfilm englischer Machart mit gekonnten und unauffälligen Steigerungen. Streckenweise verrät die Regie von Jack Smight geradezu intellektuellen Witz. Ein junges Paar lernt sich in einem Londoner Verkehrschaos kennen und fährt zusammen nach Surrey. Das Mädchen setzt sich dort auf eine schwarzgefleckte Kuh und lehrt eine Flasche Marke «die Witwe ohne Vorname». Was Champagner heissen will. Das Mädchen findet das sehr schön, denn noch nie hat sie eine solche Kuh gesehen an einem Nachmittag. Susanne York ist etwas sehr Englisches, blond, blauäugig, etwas bellelaide, übrigens hier in einer Rolle ohne grosse Bedeutung. Doch alle Rollen sind gut eingebaut. Der junge Mann, Warren Beatty, fliegt dann eilig nach Genf, wo er in ganz unwahrscheinlichen Szenen in eine Spielkartenfabrik einbricht, Marke «Kaleidoskop», und Karten zinkt. Worauf er dann in allen Spielkasinos unwahrscheinliche Summen gewinnt. Doch das ist alles blosses Vorspiel.

Es tauchen dann zwei glänzend geführte Nebenrollen auf: ein Scotland-Yard-Inspektor mit einem Dampfmaschinenhobby und ein ebenso grosser wie eleganter Schurke, der den Napoleontick hat. Und hier entfalten Inszenierung und Kamera sublimen Snobismus, nämlich in der Schilderung eines Londoner Spielklubs und einer mörderischen Partie Poker. Diese Spielhölle ist das Beste und Feinste, alles Grün in Grün in tollen Abstufungen, mit Ahnenbildern und alles schluckenden Teppichen, mit den



Mitglieder der Interfilm-Jury bei der Verleihung des Interfilmpreises in Berlin; von rechts nach links: Madeleine de Tienda (Frankreich), John Taylor (USA, Weltkirchenrat), der schwedische Preisträger, Jan Hes, Generalsekretär (Niederlande), Dr. F. Hochstrasser, Präsident (Schweiz)

feinsten Whiskykaraffen, und mitten darin wird Poker gespielt, mit gezinkten Karten, versteht sich, dann aber auch mit ungezinkten, denn das Napoleonferkel muss ruiniert werden. Smight erweist sich hier als kenntnisreicher Mann für feindsodierte Szenerien, und auch der Schluss auf einem Traumschloss, wo ein bisschen geschossen wird, ist gekonnt und mit guter Pointe konstruiert. Weder die Darsteller, noch die Handlung stechen hier hervor, sondern die Machart, die «mise en scène», eben jener unauffällige Snobismus, der lässig und präzise eine Kriminalgeschichte erzählt, wobei selbst die Klischees mit Witz durchbohrt werden. Sicherlich etwas vom Besten, das man in diesem Sommer zu sehen bekommt.

Objekt 500 Millionen (Objectif 500 Millions)

Produktion: Frankreich, 1966
Regie: Pierre Schoendorfer
Besetzung: Bruno Cremer
Verleih: Constellation

ms. Als «un vrai morceau de cinéma», «ein wirkliches Stück Film», das zum Thema den «sensationellsten Hold-up» habe, wird dieser Film angekündigt. Mit solchen Reklameslogans ist ein Film, der in Wahrheit etwas ganz anderes ist, missverständlich deklariert. Zwar steht im Mittelpunkt der Raub von Geld aus einem Postflugzeug, das von Paris nach Bordeaux fliegt, aber um einen Gangsterfilm der üblichen Art und der zudem noch besonders sensationell wäre, handelt es sich nicht. Pierre Schoendorfer hat anderes im Auge: der Gangsterakt wird zum letzten Ausweg für das Lebensgefühl, Lebensbedürfnis eines Menschenschlags, den man kurz den soldatischen, genauer den des Söldners nennen könnte. «Objectif 500 Millions» ist in seiner Art die Fortsetzung zu Pierre Schoendorfers erstem Film, «La 317ème section», den er nach einem eigenen Roman gedreht hatte. Auch jetzt wieder folgt er einem selbst geschriebenen Drehbuch.

«La 317ème section» spielte in Indochina, nach der Niederlage der Franzosen gegen die Vietminh, der Film berichtet vom Rückzug eines Trupps Soldaten unter dem Kommando eines Leutnants, den der Dschungel nicht mehr frei gibt. Nur eine Handvoll von Männern überlebt, unter ihnen ein Sergeant, ein erfahrener Soldat, Typ des Söldners, hart, rücksichtslos, ein Liebhaber der Gewalt. Man hat seinerzeit, als Pierre Schoendorfers erster Film am Festival von Cannes gezeigt wurde, die Absicht des Autors gründlich missverstanden, weil er diesen gegen sich und gegen die ihm anvertrauten Männer unnachgiebigen Soldaten als den Triumphierenden zeigte. Jetzt, in «Objectif 500 Millions», zieht Pierre Schoendorfer die Linien dieses Charakters nach und weist ihn aus als einen Romantiker der Gewalt, für den der Krieg die einzig mögliche Umwelt der Existenz ist, der aber scheitert, sobald er in der zivilen Umwelt sich bewähren müsste.

Aus dem Sergeanten wurde ein Hauptmann, ein Offizier der Paras, der 1961 mit dabei war, als in Oran das Komplott gegen die Uebergabe Algeriens an den FLN geschmiedet wurde. Reichau, wie der Mann heisst, den wiederum, wie schon den Sergeanten, der prägnante Bruno Cremer spielt, hat eine Gefängnisstrafe abgesessen, taucht jetzt in Paris auf und nimmt Kontakt mit seinen ehemaligen Leuten auf. Die freilich sind in seinen Augen zu Kleinbürgern abgesunken, die zwar am Stammtisch ihre Kriegserinnerungen austauschen, deren Blut aber still und sanft geworden



Bruno Cremer mit Marisa Mell in dem französischen Film «Objekt 500 Millionen», der von der Untauglichkeit des gewalttätigen Berufssöldners für das zivile Leben handelt.

ist. Für den einstigen Hauptmann ist das Leben eine einzige Wildheit, ein einziges Schlachtfeld der Gewalt. Er trauert dem Krieg nach, den es für ihn nicht mehr gibt, wiewohl Krieg noch reichlich in der Welt geführt wird — in Vietnam, in Jemen und anderswo. Davon ist er ausgeschlossen. Muss er aber von der Gewalt überhaupt ausgeschlossen sein?

Der Hold-up, den er organisiert, wird von ihm als soldatisches Unternehmen aufgezogen. Ist ihm ernst damit? Die Gründlichkeit, wie er den Ueberfall auf das Flugzeug vorbereitet, könnte einen davon überzeugen, dass er es ernst meint. Im Grunde nimmt er aber einzig die Möglichkeit ernst, dass er dabei den Tod findet. Der Liebhaber der Gewalt ist im Grunde ein Liebhaber des Todes. Vom Tode ist in diesem Film ständig die Rede, und weil die anderen den Tod, als die gesteigerte Intensität des Lebens, nicht lieben, darum verachtet Reichau sie alle. Er findet den Tod, unter den Schüssen der Polizei. Pierre Schoendorfer entwirft also den Charakter dieses Soldaten als den eines Todessüchtigen: jeder Kampf, zuletzt der Ausweg ins Kriminelle, ist für ihn eine Erprobung zum Tod hin, ist das Exerzitium der höchsten Lust, der des Sterbens. Welcher Art dieser Mann ist, das zeigt Pierre Schoendorfer gleich zu Anfang, in dem Spiel Reichaus mit den Waffen, Maschinenpistole und Pistole; die Waffe ist auch der Fetisch der Gewalt, zutiefst aber ist sie das Symbol der Freiheit, die der Tod verschafft.

Ziviles Leben, mit Arbeit und Müssiggang ausgefüllt, erscheint Reichau als Lüge. Mit dieser Lüge kann er nicht leben. Daher ist sein Entschluss, zu sterben, eindeutig. Der Ueberfall, den er zwar ausführt, aber ohne die von seinen Komplizen — einem anderen ehemaligen Offizier, der ihn seinerzeit verraten hatte und an dem er sich solcherart rächt, und einer Frau — erwartete Beute an sich zu nehmen, ist für ihn also nur noch das Mittel, diesen Entschluss zu realisieren. Sein Tod ist gewollt, Zeichen allerdings seines Scheiterns im Leben, für das ihn die Liebe zu Gewalt und Sterben untauglich gemacht hat. Er ist Pierre Schoendorfers Urteil über ihn, zugleich aber auch das Urteil über die Zeit, unsere Zeit, aus der Krieg und Gewalt nicht verbannt sind, die beides aber, vermittelt durch Presse, Radio und Fernsehen, in der guten Wohnstube halb erschauernd, halb genüsslich als erregende Ingredienzen des Alltags entgegennimmt. So ist der Tod Reichaus zuletzt ein Attest des

Ekels vor dieser Welt; insofern heroisiert Pierre Schoendoerfer seine Figur, die in Konsequenz ihrer Natur handelt. Die Lebensuntauglichkeit Reichaus nimmt tragische Züge an. Dadurch wird sie gegen den Hintergrund einer Gegenwart stilisiert, die fasziniert ist von der Gewalt, die auf der Welt herrscht, sich nicht aber sittlich gegen sie durchsetzt, sondern ihr nur die Velleität ihrer biedereren Entrüstung entgegenhält.

Mord aus zweiter Hand

(See you in hell, darling)

Produktion: USA, 1966
Regie: Rob. Gist
Besetzung: Stuart Whitman, Janet Leigh, Eleanor Parker
Verleih: Warner

FH. Ein Fernsehmann, an sich ein Schwächling und Alkoholiker, tötet im Handgemenge seine Frau, die ihn allerdings sehr provoziert hat. Die Polizei kann er vorerst mit einer Selbstmordbegründung abfinden. Mit einer frühern Geliebten, die jetzt jedoch der Mafia angehört, will er ein besseres Leben beginnen, doch wird er von dem Bandenchef samt ihr getötet. Was kann schon ein Schwächling gegen die allmächtige Mafia ausrichten! Das ist ungefähr die Moral des Films, der ausserdem aus lauter alten, allerdings geschickt ausgesuchten und routiniert zusammengesetzten Clichés besteht. Der Regisseur wollte auf sicher gehen und hielt sich an Bewährtes. Der Film mag noch einen gewissen Zerstreungswert haben, jedoch nicht für einen Filmfreund.

Geheimnis im blauen Schloss

(Ten little Indians)

Produktion: 1965
Regie: Georg Pollock
Besetzung: Hugh O'Brien, Shirley Eaton, Leo Genn
Verleih: Monopol-Pathé

FH. Neu-Verfilmung des Kriminalromans «Letztes Weekend», vermutlich Agatha Christies bestem Werk. René Clair hat seinerzeit einen fröhlich-makaber-distanzierten Film («Zehn kleine Negerlein») daraus geschaffen, und die Notwendigkeit einer weitem Verfilmung ist nicht ohne weiteres einzusehen. Mit René Clair sich zu messen, ist noch keinem Regisseur gut bekommen.

Das wird auch hier gleich zu Beginn ersichtlich. Die Verlegung des Geschehens in ein Schloss in den Bergen ist nicht nur unmotiviert, sondern macht die scharfsinnige Konstruktion von den 10 Bewohnern, die alle einen dunkeln Punkt in ihrem Leben haben, und deswegen von einem unbekanntem Richter nacheinander getötet werden, ungläubwürdiger. Auch sonstige Modernisierungsversuche, darunter selbstverständlich auch erotische, aber auch gewalttätige, dem heutigen, angeblichen «Publikumsgeschmack» entsprechend, können die starke Vergrößerung keineswegs zudecken. Geblieben ist nur das originelle, scharfsinnige Handlungsgerüst von Agathe Christie, doch was hilft das bei einer schlechten Verfilmung? Es ist höchstens schade darum. Die einzige gute Eigenschaft des Films ist, dass er das Können von René Clair umso schärfer hervortreten lässt und den Wunsch erweckt, diesen Film bald wieder zu sehen.

Batman hält die Welt in Atem

(Batman)

Produktion: USA
Regie: Leslie H. Martinson
Besetzung: Lee Merrywether, Cesar Romero, Burgess Meredith
Verleih: Fox

FH. Neuer Versuch, den Fledermausmensch Batman, eine Figur aus den billigsten, amerikanischen Bildgeschichten (comic strips) auf der Leinwand heimisch zu machen, selbstverständlich jetzt in Breitleinwand und Farbe. Batman ist zur Abwechslung einmal ein guter Supermann, der zusammen mit seinem unzertrennlichen Freund Robin schlimmen Gangstern den Garaus macht. Diese haben es sich in den Kopf gesetzt, mittels einer neuen Erfindung die Mitglieder des UNO-Sicherheitsrates in «Nes-Menschen» zu verwandeln, d. h. sie ausgetrocknet in Reagenzgläsern aufzubewahren, um dann ein hohes Lösegeld herauszuschlagen. Selbstverständlich würde es beinahe gelingen, wenn nicht Batman und Robin sich der Reagenzgläser bemächtigen könnten, um die Menschen wieder er stehen zu lassen.

Dieser Unsinn gehört in das dicke Kapitel amerikanischer, naiver Kindereien, für die die Leinwand und der ganze Aufwand doch etwas zu schade erscheint. Es gibt zwar Leute, die auf diese Bildstreifen versessen sind und ansehnliche Sammlungen davon besitzen, es soll ein gutes Mittel sein, um jung zu bleiben. Wir glauben eher, dass solche Menschen ewige Kinder bleiben. Natürlich zweifeln wir keineswegs, dass eine Analyse der Geschichte ergeben würde, dass diese Geschichten die Auswirkung eines ganzen Knäuels von Zwangsvorstellungen unserer Zeit darstellen und viele Menschen darin Nahrung für ihre Komplexe finden. Doch das können wir getrost dem Psychoanalytiker überlassen. Für uns ist es nicht filmwürdiger Unsinn, bei dem einem auch deshalb ein Unbehagen beschleicht, weil hier eine optimistische Infantilität als selbstverständlich zum Ausdruck kommt, deren Verbreitung bei uns wenig erwünscht sein könnte.

Die Mädchen-Jäger

(The girl hunters)

Produktion: England, 1963
Regie: Roy Rowland
Besetzung: Mickey Spillane, Shirley Eton, Lloyd Nolan
Verleih: Royal

CS. Die Romane von Mickey Spillane haben einen ganz bestimmten haut-goût, der sich penetrant immer wiederholt. Hier spielt Spillane selber die Hauptrolle und stellt seinen übergewaltigen Privatdetektiv Mike Hammer dar. Es ist ein dichter Film, gedreht mit Erinnerungen jener amerikanischen «série noire», die einst in «The Maltese Falcon» einen einsamen Höhepunkt erreichte. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch Lloyd Nolan als FBI-Mann, einen Darsteller aus jenen Zeiten. Als notorischer Säufer erhebt sich Hammer aus der Gosse New Yorks, weil er einer ganz grossen Sache auf die Spur gerät. Eine übergewaltige kommunistische Geheimorganisation hat es auf eine Frau abgesehen, die einst von Hammer und einem seiner Freunde hochverehrt worden ist. Nach und nach gelangen alle Grundempfindungen von Spillanes Weltansicht ins Spiel: Erbarmungslose Jagd, hüllenloser Hass zwischen Män-

nen, die einst Freunde gewesen sind. Dann die sehr schöne und immer blonde Frau, die man hasst, weil sie aus feinem Milieu stammt. Die man dann liebt und deswegen in der Folge noch mehr hasst. Schliesslich entlarvt man sie und verurteilt sie zu einem schrecklichen Ende. Auch der erbarmungslos gejagte, übermächtige Gegner wird schliesslich gestellt und besiegt. Spillanes Gesicht ist physiognomisch aufschlussreich. Die Handlung und ihr Inszenierungsmodus setzen Schritt für Schritt die Impulse dieses Mienenspiels um, dessen versteinter Puerilismus den sado-masochistischen Duktus des Geschehensablaufes, des Menschenbilds, der Brutalität und des Sentiments ergibt. Der Film ist als Schulungsstreifen für angehende Psychiater zu empfehlen.

Caprice

Produktion: USA, 1966
Regie: Frank Tashlin
Besetzung: Doris Day, Richard Harris, Ray Walston
Verleih: Fox

FH. Perfekter Film aus der Hollywooder Traumfabrik. Es geht um Rezepte aus der Kosmetik, auf die zwei Fabriken Jagd machen. Dazwischen wird etwas Liebe gemischt und das Ganze mit Doppelspionage gewürzt. Gegen Schluss wird die Geschichte sogar gangstermässig. Vorher ist sie ziemlich verworren und entbehrt jeder eingehenderen Motivierung. Auch gute Farben und das typische Hollywooder Traum-Luxus-Milieu von anno dazumal können den Film nicht retten. Dagegen ist er auch für Jüngere harmlos, die sich vielleicht sogar unterhalten, weil die reichlich alten Gags für sie neu sein können.

Genosse Münchhausen

Produktion: Deutschland, 1964
Regie: Wolfgang Neuss
Besetzung: Wolfgang Neuss, Ingrid van Bergen
Verleih: Columbus

CS. - Wolfgang Neuss, Berlins kälteste Kabarettistenschнауze, hat sich zu einem Langspielfilm hinreissen lassen, was ihm nicht gut bekommen ist. Mit einem Gaul ackert er sein Feld, jenseits des Stacheldrahtzauns liegt die andere Hälfte seines Ackers, und nun beginnt das Gespräch rüber und hinüber, Thema: das geteilte Deutschland. Denn drüben ackert der Genosse mit seinem Staatstraktor. Doch Neuss bekommt die Dinge hier nicht in den Griff. Von einem professionellen Abendländer lässt er sich zu einer Reise nach Sowjetrußland beschwatzen, und nun sehen wir ihn als Kaviarpacker in Odessa, als Dienstmann auf einem Bahnhof, schliesslich als Kosmonaut auf der Reise nach der Venus. Und die Landung findet auf der Insel Sylt statt. Als Fazit seiner Reisen zieht Oskar Puste diese Lehre: der Osten will seinen Genossen die westliche Gegenwart als Zukunft des Ostens verkaufen. Also wechselt Puste am Schluss in den Osten hinüber, um dort etwas Klarheit zu schaffen. Neuss' Humor ist müde, seine Pointen ungewiss, und seine Bildeinfälle hilflos. Der Mann kommt nicht mehr mit, was man ihm nicht zu hart anrechnen sollte.

Diese Besprechungen können auch auf Halbkarton separat bezogen werden. Abonnementszuschlag Fr. 4.—, vierteljährlicher Versand. Bestellungen mit Postkarte bei der Redaktion.

Grand Prix

Produktion: USA, 1966 — Regie: John Frankenheimer — Besetzung: James Garnier, Eva Maria Saint Françoise Hardy, Brian Bedford, Toshiro Mifuni — Verleih: Metro-Goldwyn-Mayer.

Anspruchsvoller Film über den Autorennsport, der rasant in einer Anzahl grosser Rennen vorgeführt wird, zum Teil dokumentarisch. Spielhandlung dagegen schwach, die Absicht einer psychologischen Analyse des Rennfahrertyps missglückte, blieb an der Oberfläche, neigt zu seiner Heroisierung.

Das Idol

Produktion: USA, 1966 — Regie: Daniel Petrie — Besetzung: Jennifer Jones, Michael Parks, John Leyton — Verleih: Starfilm

Schilderung eines Generationenkonflikts auf nihilistischem Hintergrund. Ein «vorurteilsloser» junger Kunststudent verführt die Frau seines besten Freundes. Der alte Oedipus macht sich bemerkbar, doch nicht ernstlich, wie alles an der Oberfläche bleibt, und endet dazu auf eher peinliche Weise weltschmerzlich.

Arizona Colt

Produktion: Italien, 1966 — Regie: Michele Zupo — Besetzung: Giuliano Gemma, Fernando Sancho — Verleih: Viktor

Einer jener italienischen Wild-Westfilme, welche den Wilden Westen als Vorwand für die Darstellung äusserster Gewalttätigkeit benützen. Dauernd wird von einer Gangsterbande geschossen und ermordet, bis am Schluss der Held sich aufrafft und das primitive Geschehen und den Film beendet. Primitiv, für Unreife berechnet.

Der gewisse Kniff

(The Knack)

Produktion: England, 1965 — Regie: Rich. Lester — Besetzung: Rita Tushingham, Ray Brooks, Michael Crawford — Verleih: Unartisco

Lebendige, psychologische Komödie um eine umworbene, ländliche Schöne, witzig, gut gespielt, aber ohne grösseres Gewicht, undramatisch.

Ausführliche Kritik FuR., 18. Jahrgang, Nr. 8, Seite 2

Die unwürdige Greisin

Produktion: Frankreich, 1965 — Regie: René Allio — Besetzung: Sylvie, Malka Ribowska, Victor Lanoux — Verleih: Ideal

Alte Witwe entdeckt die Freiheit, bricht aus Familie und Gesellschaft aus, frei nach Bert Brecht, mit anarchistischer Tendenz, hervorragend gespielt.

Ausführliche Kritik FuR., 18. Jahrgang, Nr. 8, Seite 2

Scharfe Schüsse für Monsieur

(Le Corniaud)

Produktion: Frankreich/Italien, 1965 — Regie: Gérard Cury — Besetzung: Bourvil, Louis de Funès, Beba Loncar — Verleih: Ideal

Etwas beschränkter Vertreter soll unwissentlich mittels Luxuswagen gefährliche Waren schmuggeln, kommt aber dahinter und wird zum lachenden Dritten. Einfallsreiche Regie, gut gespielt, ohne Aussage.

Ausführliche Kritik FuR., 18. Jahrgang, Nr. 8, Seite 3

Boeing — Boeing

Produktion: USA, 1965 — Regie: John Rich — Besetzung: Tony Curtis, Jerry Lewis, Suzanne Leigh, Dany Saval — Verleih: Starfilm

Platte, handgreifliche Geschichte eines Journalisten, der mit drei Flug-Hostessen gleichzeitig Beziehungen unterhält, mit den entsprechenden Verwirrungen je nach Flugplan. Massiv, mit Clichés.

Ausführliche Kritik FuR., 18. Jahrgang, Nr. 8, Seite 3